

Eine Geschichte am Feuer

Blitze durchzuckten den dunklen Himmel und erhellten die rabenschwarze Nacht. Weder Sternennoch Mondlicht strahlten stark genug, um die dicke Wolkendecke zu durchbrechen. Das dumpfe Trommeln des Regens halte laut durch die Decke des kleinen Holzhauses, in der sich im Schein des Kaminfeuers eine junge Familie versammelt hatte und ausharrte. Die Fenster waren fest verschlossen, es war in dieser Finsternis ohnehin draußen nichts zu erkennen, außer vielleicht ein schwacher Lichtschimmer, der von der Stadt Quennes herrührte. Seit Stunden hielt das Unwetter die Grafschaft fest im Griff und hielt die Menschen in ihren Hütten und Häusern fest. Gerade den Kindern sah man in den Augen eine Mischung aus Unruhe und Angst an, für viele war es das erste große Unwetter, was sich mit einer solchen Wucht abreagierte. Seit Stunden passierte nichts in der kleinen Hütte, es war nur das Knistern des Feuers und das Prasseln des Regens zu hören, bis unerwarteter Weise der Deckenberg im Schaukelstuhl beim Feuer ein ächzendes Geräusch von sich gab. Der Älteste rieb sich die müden Augen und zeigte ein lückenreiches Lächeln. Ihn freute es, zu sehen wie unruhig die Blicke der Kinder umhergingen. Es verdeutlichte ihm, was sie doch für eine behütete Kindheit hatten. Er kannte solche Stürme, er wusste, was diese mit sich bringen konnten. Er hatte Leid gesehen und gespürt. Wenn das Wetter ihnen schon solche Angst einjagen konnte, dann zeigte das in aller Dramatik der Situation, dass den Kindern noch nichts schlimmeres unter die Augen gekommen war.

Der Alte räusperte sich und griff zielsicher zu einer staubigen Flasche neben sich und setzte diese an die Lippen. Zug um Zug leerte sich das Gefäß, ehe es begleitet von einem Seufzen wieder abgesetzt wurde. „So ist's besser. Wer bei einem solchen Unwetter verdurstet, der ist doch selber Schuld.“ gluckste er vor sich hin. Von den anderen kam keine Reaktion, die Eltern dösten im Halbschlaf vor sich hin, während die Kinder sich in ihrem Schoß verkrochen. „Ach, nun habt euch doch nicht so. Die Sonne wird schon wieder scheinen, meint ihr nicht?“ Er versuchte die Kinder aufzuheitern, aber die erhoffte Reaktion blieb aus.

Resigniert und mit den Augen rollend griff der Alte hinter sich und warf eine Decke und zwei Kissen vor sich und somit näher ans Feuer. „Los kommt her, ich will euch eine Geschichte erzählen. Dann habt ihr wenigstens einen Grund so große Augen zu machen.“

Das funktionierte immer. In wenigen Lidschlägen wickelten sich vor den Kamin in eine Decke und starteten ihren Großvater mit erwartungsvollem Blick an. „Aber eine Geschichte mit Rittern!“ rief der Junge. „Und mit Feen.“ ergänzte das Mädchen. „Ich erzähle die Geschichte“ unterbrach der Alte die plötzlich aufblühende Jugend, „und entscheide selbst was es zu hören gibt. Ihr wollt immer strahlende Ritter und zaubernde Feen! Geschichten von Gut und Böse die sich in weit entfernten Ländern zugetragen haben. Nein. Ich erzähle euch eine Geschichte, wie sie sich nicht weit von hier

zugetragen hat. Dort drüben, auf der anderen Seite des Flussufers...“ Er deutete hinaus, gen Osten, und packte seine alte Erzählerstimme aus, um die Kinder so aus der dunklen Hütte hinauszutragen.

„Es war eine Nacht, die der heutigen in nichts nachstand. Das schrille Pfeifen des Windes, das Rauschen der Bäume, der prasselnde Regen und der Donner, der wie Paukenschläge ertönte, mischten sich zu einem regelrechten Orchester zusammen. Auf eine krude Art und Weise lag in dieser Naturgewalt eine schaurige Faszination. Der Wind fegte heulend über die weite Ebene und lies nicht nur das Wasser der Brienne aufschäumen, sondern auch die Bäume am Saum des Athel Loren wie von Schmerz erfüllt stöhnen. Das markante Geräusch eines Blitzes, der sich in den Stamm eines Baumes fraß, ihn so weit spaltete, dass er sich mit lautem Knarren und Bersten seinem Schicksal ergab, erhalte und mischte sich in die orchestrale Melodie des Unwetters.

Im sporadisch aufblitzenden Licht des Sturmes sah man unzählige Schemen, die sich von Westen her auf Quellenes zubewegten. Im ersten Augenblick könnte man denken, dass es sich um Ritter handelte, die mit ihrem Gefolge in einem wahnwitzigen Versuch dem Sturm trotzen wollten. Sie bewegten sich langsam und schwankend, aber beständig vorwärts. Ihre Rüstungen waren verbeult, die Kleidung durchnässt und zerschlissen. Überall hing der Morast, den der prasselnde Regen mit sich brachten und setzte sich fest in die Scharniere der Rüstungen. Man konnte sich vorstellen, wie majestätisch diese Armee gewirkt haben muss, wenn sie in strahlendem Sonnenlicht die Ebenen durchpflügten, mit Waffen und Rüstungen, die im Licht glänzen, mit munter im Wind wehenden Fahnen. Doch so wirkte das Ganze mehr einem schaurigen Trauerspiel, dem nicht der kleinste Schimmer ritterliche Erhabenheit geblieben ist. Desto näher man der wandelnden Meute kam und desto genauer man hinsah, umso dramatischer zeichnete sich das Bild. Die Rüstungen und Kleidungen waren nicht nur schlammbespritzt, sondern von Blut durchgetränkt. Gliedmaßen fehlten und stachen in ungesunden Positionen vom Körper ab. Stellenweise blitzte das kalte Weiß von Knochen unter der geschundenen Haut hervor. Die Blicke der Männer waren leer. Sie zeigten keine Regungen und keinen Schmerz. Sie sahen nicht nach rechts oder links, scherten sich nicht über Hindernisse am Boden. Der Tod hatte seine kalten Hände nach den einst stattlichen Rittern ausgestreckt. Die einzigen Bewegungen, die über das stupide Schlurfen hinausgingen kamen von dem einzigen Ritter, der seine Stattlichkeit bewahrt hatte. Er saß auf einem Streitross und überragte so selbst die anderen Ritter, die in ihren Sätteln zusammengesunken waren. Seine Rüstung schien selbst bei dem spärlichsten Licht einen leichten Glanz zu bewahren und wies weder Kratzer, noch Dellen auf. Der Ritter trug keinen Helm, sodass seine langen schwarzen Haare nass auf seine Schultern fielen. Sein Schädel wirkte so, als hätte man versucht zu wenig Haut über den Knochen zu spannen, sodass seine Züge strenger wirkten und keinerlei Blut mehr in sich zu tragen schienen.

Bei einem Blick aus seinen kalten, stahlblauen Augen schien einem das Blut in den Adern zu gefrieren. Durch die Heraldik auf den Flanken seines Pferdes und auf seinem Schild blieb kein Zweifel offen. Dies war keine versprengte Schar von Rittern, die auf dem Weg in ihre Heimat waren, nein. Das war der Marsch Mousillons gen Osten, ein Marsch um Verderben zu bringen, ein Rachefeldzug der verdammten Grafen. Eine Armee der Toten, die ihre Fesseln gesprengt hatten und wie ein weiterer Sturm über das Land herfallen würden.“

Der alte Mann stockte und räusperte sich lautstark. In der Hütte war kein Laut zu vernehmen, außer dem monotonen Atmen der schlafenden Eltern. Die Kinder konnte man unter ihrer Decke vor dem Feuer nur erahnen. Das Einzige, was zu sehen war, waren die Reflektionen ihrer Augen im Schatten der Wolldecke, die sie sich weit über ihre Köpfe gezogen hatten. Ihr Großvater hatte alle Mühe seine diebische Freude zu verstecken, um die Wirkung seiner Geschichte nicht zu ruinieren. Er griff zu seiner Flasche und benetzte sich die trockene Kehle. Den Kindern war ihre Ungeduld förmlich anzusehen, aber sie wagten es nicht auch nur den leisesten Ton von sich zu geben. Nach einem weiteren Räuspern erhob er wieder die Stimme:

„Allen Widrigkeiten des Wetters zum Trotz war es nur eine Frage der Zeit, bis diese unheilige Armee aus Untoten von jemanden bemerkt werden musste. Doch für die armen Bauern, deren Hütten und Höfe außerhalb der Stadt lagen kam jede Hilfe zu spät. Durch die Dunkelheit des Sturms wurde kein Blick auf die triste Welt außerhalb der eigenen vier Wände verschwendet und so bemerkten die Bewohner die schlurfenden Gestalten nicht, die sich um ihr Heim und Hof ausbreiteten. Erst das beständige und markante Geräusch von Fingernägeln, die über Holz kratzten, ließen erahnen, das etwas nicht mit rechten Dingen vor sich ging. Doch dann war es zu spät, um auf Rettung zu warten. Verzweifelte Rufe und schrille Schreie kämpften gegen den Klang des Sturmes an und mischten sich mit den Lauten Sterbender. Überall war ein ungesundes Klackern zu hören, wenn sich die Toten voranbewegten und ihre im losen Fleisch hängenden Knochen aneinander schlugen. Selbst die mutigsten der Bewohner, die in all der Verzweiflung und Angst einen kühlen Kopf bewahrten und zu ihren Äxten und Harken, Sensen und Spitzhaken griffen, gab es keine Aussicht auf Überleben. Sie trieben ihre improvisierten Waffen tief in das faulige Fleisch ihrer Widersacher. Trennten Gliedmaßen ab und brachen Knochen entzwei. Körperflüssigkeiten und schwarzes, geronnenes Blut spritzten im hohen Bogen umher, doch die wackeren Kämpfer wurden von einer schier Masse aus Fleisch und Knochen erdrückt. In einem letzten, verzweifelten Akt warf einer der Bauern seine Fackel, mit der er versuchte die Untoten auf Abstand zu halten, in ein nahegelegenes Haus. Ihm brachte es zwar keine Rettung, aber er starb in der Hoffnung, dass ein Feuer bis zur Stadt zu sehen sein könnte. Von dem Risiko entdeckt zu werden unbeeindruckt

schlurfte die Armee weiter gen Osten. Sie stiefelten über Verletzte und Leichen gleichermaßen hinweg, angetrieben von dem berittenen Grafen. Auch wenn das Feuer nicht von den Bretonen entdeckt wurde, so erregte das gesamte Treiben schon eine ganze Weile die Aufmerksamkeit anderer. Seit einer geraumer Zeit drückten sich einige Schemen schattengleich zwischen den Bäumen des nahen Waldes umher. Seine Bewohner wussten immer, was sich am Rand ihres Reiches abspielte, wenn sie auch den Gegenüber dies nicht immer wissen ließen. Dutzende Schemen positionierten sich im Unterholz, hinter Baumstämmen und sogar in den Wipfeln der Bäume und beobachteten die unheilige Armee bei ihrem Marsch gegen Quellenes. So langsam wurde ihr Geduldsfaden überstrapaziert. Was auf bretonischem Land vor sich ging, das interessierte sie eigentlich herzlich wenig. Ein Eingreifen war erst notwendig, wenn es für Wohl des Waldes und seiner Bewohner notwendig erschien. Doch natürlich erregte es Argwohn, wenn eine solche Armee vor der eigenen Haustür sein Unwesen trieb, denn es war meist nur eine Frage der Zeit, bis neue Nachbarn ihre gierigen Finger nach den vermeintlichen Schätzen des Waldes ausstreckten. Die Waldbewohner hatte im Laufe des Jahrhunderts schon viele neue Nachbarn kommen und gehen sehen, eines hatten sie alle gemeinsam: Sie sind gierig geworden.

So beschlossen die Bewohner des Waldes ihren Teil beizutragen und den Funken zu ersticken, ehe er ein Feuer entfachen konnte. Mit einem Rufe, der für den Unwissenden nicht von dem Ruf eines Vogels zu unterscheiden war, ging ein Ruck durch die Schatten. Ganz leise, nur begleitet von einem leichten Schleifen wurden Pfeile aus den Köchern gezogen und die Bögen gespannt. Die Blicke der Schütze ruhten nicht auf den Untoten in der Ferne, sondern auf einem der ihren, auf dem, der am weitesten vorn Position bezogen hatte. Mit einer sachten Geste seiner Hand bedeutete er seinen Gefolgsleuten die Bögen ein wenig abzusenken. Nur ein Hauch bewegten sich die Hände, sodass ein ungewollter Schuss keine Aufmerksamkeit erregen würde. Mit einer weiteren Geste brachte der Anführer die anderen dazu etwas Spannung aus dem Bogen zu nehmen. Angestrengt schaute er auf das, was sich im Schatten der Nacht und im Schutz des Regens abspielte. Mit einem weiteren Handzeichen bedeutete er einem seiner Leute schnellstmöglich dem Schattenfürsten Bericht zu erstatten. Dem Fürsten, der in diesem Teil des Waldes Wacht hielt und die Truppen der Asrai befehligte.

Offenbar hatten die Menschen mittlerweile das Unheil bemerkt, was sich auf ihre Stadt zubewegte, denn eine kleine Armee ritt aus den hohen Burgtoren heraus und machte sich auf den Weg über die Heideebene. Schlamm und Erdklumpen wurden von den Rössern hoch in die Luft geschleudert, der Regen prasselte lautstark auf die Rüstungen ein, die bei Sonnenlicht strahlen würden wie kleine Sterne. Blut und Tod lagen in der Luft. Die tugendhaften Ritter scheuten diesen Gestank aber nicht, sie saßen fest in ihren Sätteln, donnerten auf ihre Feinde zu und beteten einträchtig zu ihrer Herrin.

Und es schien beinahe so, als würden sie erhört werden, denn der tosende Wind drehte erst seine Richtung, ehe er dann mehr und mehr abflaute. Der sintflutartige Regenschauer wich einem unstillen Tröpfeln und selbst die undurchsichtige Wolkendecke schien an manchen Stellen aufzubrechen und dem kühlen Mondlicht Platz zu machen. Man hätte beinahe das zuversichtlich Aufatmen der Bretonen hören können, wenn dieses nicht in ihren geschlossenen Helmen stumm verhallt wäre.

Wie ein Donnerschlag ging ein Ruck durch die Armee der Untoten. Ihr Anführer, der Graf aus Mousillion, erhob seinen Arm weit in die Luft. Ein bedrohlicher Schimmer lag in seinen Augen als er Worte einer unbekanntenen Sprache vor sich hin murmelte. Der Sturm schien sich zwar nicht weiter anzuscheln zu lassen, aber ein unwirklicher Nebel schien sich um den Grafen auszubreiten. Auch das Verhalten seiner Armee schien sich zu wandeln. Von einem unkoordinierten Haufen, der über die Häuser hinweg geschwappt war, blieb nicht mehr viel übrig. Die wandelnden Leichen hoben alle ihren Blick und wandten sich den heranpreschenden Rittern entgegen. Sie bildeten Reihen und erwarteten stoisch alles, was da kommen mag. Ein widerliches Grinsen breitete sich auf dem Gesicht des Grafen aus, als dieser tief einatmete, so als würde er eine leichte Wehe aus Angst wahrnehmen, die von den Rittern aus herrührte. Er wusste, wie diese Schlacht sich entwickeln würde. Er wusste, wie die Bretonen kämpften. Er wusste, was passieren würde, wenn ihre Rösser nicht mehr durch die Masse an Leibern vorankommen und die Lanzen ihrer Kraft beraubt werden. Einer bretonische Lanze, so weiß es doch schon jedes Kind, hält kaum etwas stand. Allein die psychologische Wirkung des Lärms, der von den Pferden ausging, und dem beeindruckenden Bild schwer gepanzerter Ritter lies die meisten Gegner vor Angst erstarren. Doch was nützt das, wenn der Feind zu keinerlei Gefühlsregungen mehr fähig ist?

Und leider schien der Graf recht zu behalten. Die schwer gepanzerten Ritter pflügten in einer Lanzenformation durch die Horden an Untoten. Knochen wurden von den schweren Hufen der Pferde gebrochen, Brustkörbe von Lanzen zertrümmert und Schädel von Schwertern eingeschlagen. Dutzende und aber dutzende Feinde wurden in den morastigen Boden eingearbeitet, doch die Ritter konnten nicht durchbrechen. Ihr Tempo nahm ab, desto tiefer sie in die Berge aus Knochen und Fleisch vordrangen. Immer wieder trafen blindlings geführte Klingen einen Weg durch die Panzerung der Pferde und brachten diese zu Fall. Es entwickelte sich ein dichtes Gedrängel, bei dem die Pferde ebenso zur Last wurden, wie die Lanzen. Mehr und mehr Ritter sprangen von ihren Sätteln herab und zogen ihre Hämmer oder Schwerter. Sie versuchten einen Kreis zu bilden, sich eine Position zu schaffen, die eine Aussicht auf Erfolg bringen könnte. Über alle dem thronte ein Ritter auf seinem Pferd und versuchte seine Mitstreiter mit Befehlen zu koordinieren, um zu retten, was zu retten ist. Lauthals brüllte er Befehle zu seinen Männern, ehe er begann die heilige Litanei der Herrin des Sees anzustimmen. Der Graf Mousillions, der bisher nur mit seinem süffisanten

Grinsen das Geschehenen beobachtet hatte, verzog angewidert das Gesicht, ehe ein Ruck durch seinen Körper ging und er sich mit einem großen Satz vom Rücken seines Pferdes in die Luft katapultierte.

In diesem Moment prasselte ein Pfeilhagel auf die untoten Horden hinab und fanden mit unheilvoller Präzision Lücken in Rüstungen. Zwar brachte nicht jeder Pfeil einen Untoten zu Fall, doch das spielte auch keine Rolle, denn ging nur wenige Lidschläge später die nächste Salve auf die Ritter Mousillons nieder. Und nicht nur das. Im Schutz der Nacht waren unzählige Asrai nahe an das Schlachtgeschehen herangeschlichen, um jetzt mit aller Kraft in die unvorbereitete Flanke der Untoten einzuschlagen. Mit geübtem Auge stachen die Speere und Schwerter in die Lücken der Rüstungen und trennten Gliedmaßen ab.

Der Graf Mousillons landete inmitten der bretonischen Linie unmittelbar hinter dem Ritter, der unablässig Gebete an die Herrin schmetterte. Mit einer Schnelligkeit, die ein normaler Mensch niemals zu Stande gebracht hätte, griff der Graf nach dem Ritter und riss ihn vom Pferd. Mit einem ungesunden Knacken brach die Schulter des Ritters, die unter dieser übermenschlichen Kraft ihren Dienst quittierte. Das schmerzerfüllte Geschrei erstarb abrupt, als der Graf seine Zähne in den freiliegenden Hals des Ritters schlug und ein beachtliches Stück Fleisch herausriss. Begleitet von einem geradezu wahnsinnigen Lachen schleuderte er den Leichnam in den Rücken der am nächsten stehenden Ritter. Mit einem schleifenden Geräusch zog er seine Klinge aus der Scheide und machte sich bereit ein Massaker unter den Bretonen anzurichten, als sich ein Schatten vor das fahle Mondlicht schob. Bei einem Blick gen Himmel weiteten sich die kalten Augen des Grafen. Es zeichnete sich ein geflügelter Schatten ab, aus dessen Kopf sich scheinbar zwei geschwungene Hörner wanden. In einer Hand führte der Schatten eine gewaltige Axt, während die andere einen Schild fest im Griff hielt, in dem sich seltsamerweise das Sternenlicht zu spiegeln schien. Ehe der Graf reagieren konnte raste der Schatten aus dem Himmel herab und hielt geradewegs auf ihn zu. Gerade noch rechtzeitig konnte er die Klinge heben, um einen Hieb der massiven Axt zu parieren, der ihn sonst den Kopf gekostet hätte. Es entbrannte ein Kampf, dem das menschliche Auge nur schwerlich folgen konnte. Schlag, Parade und Gegenstoß gingen fließend ineinander über, bis der Graf unbedachter weise einen Schlag mit dem Schild einsteckte, der ihn Zwang auf Abstand zu gehen. Über seine helle Haut zog sich ein tiefer Riss. Er konnte seinen Augen kaum trauen. Ihm gegenüber stand niemand geringeres als die Gestalt aus den Ammenmärchen seiner längst vergessenen Kindheit. Der Schattenfürst aus dem Athel Loren. Ein Elf, mit breiten Schwingen und metallenen Hörnern. Der geflügelte Tod. Mit einem schnellen Blick bemerkte er, dass sich das Blatt gewendet hatte. Seine untoten Horden wurden von den letzten Rittern und vor allem von den wilden Angriff der Asrai aufgerieben. Er wusste, dass er verloren hatte. Geschlagen von einer Märchengestalt. Er breitete die Arme aus, ein Grinsen breitete sich von einem Ohr zum anderen aus,

als er seinen Kopf in den Nacken legte und ein markerschütterndes Lachen erklingen lies. Nur wenige Lidschläge später erklang das markante Geräusch einer Axt, die sausend die Luft durchschnitt und ihr Ziel fand. Mit einem lauten Knacken schlug die Axt in die Brust des Grafen ein und beendete das schaurige Spektakel. In dem Augenblick, als die Glieder des Grafen erschlafften, fielen die untoten Heerscharen in sich zusammen. Verwirrt blickten sich die wenigen überlebenden Ritter um. Weit und breit war keine Spur von den Asrai auszumachen. Das einzige was von ihren Dasein zeugte waren unzählige mit Pfeilen gespickte Leichen und ein Graf mit gespaltener Brust.“